

Birgit Schlieper
Angstspiel

Birgit Schlieper

Angstspiel

Thriller



cbt ist der Jugendbuchverlag
in der Verlagsgruppe Random House



Mix
Produktgruppe aus vorbildlich
bewirtschafteten Wäldern und
anderen kontrollierten Herkünften

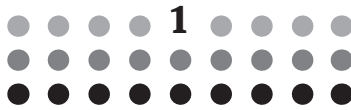
Zert.-Nr. SGS-COC-001940
www.fsc.org
© 1996 Forest Stewardship Council

Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100
Das für dieses Buch verwendete
FSC-zertifizierte Papier *Super Snowbright*
liefert Hellefoss AS, Hokksund, Schweden.

Gesetzt nach den Regeln der Rechtschreibreform

1. Auflage 2010
© 2010 für cbt Verlag, München
in der Verlagsgruppe Random House GmbH
Alle Rechte vorbehalten
Umschlagfoto: iStockphoto/Christine Glade
Umschlaggestaltung: init.büro für gestaltung, Bielefeld
he · Herstellung: AnG
Satz: KompetenzCenter, Mönchengladbach
Druck: GGP Media GmbH, Pößneck
ISBN: 978-3-570-16084-8
Printed in Germany

www.cbt-jugendbuch.de



Es ist vorbei. Es muss jetzt vorbei sein. Mit diesem Knall soll es zu Ende sein. Endlich. Ich schlage jetzt zurück.

Es hat laut geknallt. Ich hatte nur mit einem Klirren gerechnet. Wenn ich überhaupt gerechnet habe. Meine Faust ist von alleine nach vorne geschnellt. Wie bei einem Boxschlag. Ich bin nicht sportlich. Eine Saison in der Handballmannschaft. Ein halbes Jahr Schwimmverein. Zwei Kurse Callanetics. Joggen, ab und zu. Meine Faust war überraschend schnell. Sie glitt durch das Glas. Der Knall zerschnitt die Luft. Meine Haut ist auch durchschnitten. Ich staune über das Blut, darüber, dass es gar nicht wehtut, wieder über das Blut, und plötzlich schreit meine Stimme. Es ist kein Wort. Kein »Hilfe«, auch nicht »Mama« oder so. Es ist eher ein Laut. Ein kehliger Laut. Katzen schreien manchmal so. Er überrascht mich auch. Ich bin selten laut.

Mein Opa ist als Erster da. Er stöhnt auf, als er mich sieht. »Kind«, sagt er nur. Das stimmt natürlich nicht. Aber er sagt immer »Kind« zu mir. Ich mag das irgendwie. Er wird von meiner Mutter zur Seite geschubst. Sie ist noch lauter, als ich es eben war. Aber eher kreischig: »Linda, was machst du?«

»Ich glaube, ich verblute gerade«, antworte ich. Meine Stimme zittert nur ein bisschen.

Meine Mutter zerrt an ihrer Schürze. Sie fängt immer wieder Sätze an, die sie nicht beendet. Als sie endlich die

auf ihrem Rücken gebundene Schleife geöffnet hat, wickelt sie mir den Stoff um das Handgelenk. Er riecht nach kaltem Fett und heißen Zwiebeln. Auf der Schürze war der Druck eines nackten Mannes. Das Teil habe ich mal meinem Dad geschenkt. Direkt oben auf meinem Unterarm prangt jetzt ein Penis. Sieht irgendwie albern aus. Ich überlege, ob die Schürze wohl mit fünfundneunzig Grad gewaschen werden darf. Die Blutflecken werden sonst niemals rausgehen. Vielleicht sieht der nackte Männerkörper mit den großflächigen Blutflecken aber auch viel besser aus. Ich wundere mich über meine Gedanken. Meine Mutter hat längst angefangen zu weinen. Mein Opa guckt ungläubig in mein Gesicht und auf den Penis. Ich bin mir nicht sicher, was ihn an dieser Situation am meisten irritiert. Es tut mir leid, dass ich ihm das hier zumuten muss.

Luises Stimme legt sich hart über den Lautsalat in meinem Zimmer. Sie ist langsam, klar, deutlich.

»Linda, du legst dich hin. Flach. Die Beine auf den Stuhl. Mama, zieh deine Schuhe an, du fährst mit ins Krankenhaus. Der Krankenwagen ist gleich da.«

Ich kann sie nicht angucken. War ja klar. Luise, die Überlegende, die Überlegene. Die Alleskönnerin. Sie drückt die richtigen Knöpfe, regelt das Leben. Wenn andere untergehen, geht sie über das Wasser. Echt zum Kotzen. Ich liege hier auf dem babydurchfallkackbeigen Teppich und gucke sie von unten an. Von hier sieht sie aus, als sei sie über zwei Meter groß. Ihre Beine wirken auch total lang. Oder zumindest normal lang. Sie hat in Wirklichkeit ziemlich kurze Beine. Vielleicht sollte ich ihr das mal sagen. Dass ihr die Typen nur deswegen alle zu Füßen liegen, damit ihre kurzen Stummelbeine annehmbar wirken. Ich sage das nicht, stöhne nur kurz auf. Mir tut immer noch nichts weh, komisch eigentlich, aber mein

Hals wird zu eng. Ich kriege nicht mehr genug Luft. Luise kniet sich neben mich.

»Linda, bleib ganz ruhig. Das ist nur dein Kreislauf, der gerade in den Keller rauscht. Bleib ganz entspannt. Du fährst gleich mit Ma ins Krankenhaus. Die tackern dich wieder zu.«

Sie hört sich an, als würde sie in eine Konservendose sprechen. In so ein Konservendosentelefon. Das hatten wir früher. Jeder saß in seinem Zimmer und brüllte in eine leere Dose. Dazwischen war eine Schnur gespannt. Wir haben uns stundenlang mithilfe dieser Konstruktion unterhalten. Ich bin mir nicht sicher, ob durch die Wand oder wirklich über die Schnur.

Luise hält meine Hand, wie sie sie immer hält. Ihre Hand umfasst meine Faust. So haben wir uns schon immer an der Hand gehalten. Ich balle immer die Faust. Ich bin so froh, dass Luise jetzt hier ist. Trotz allem. Fast wünschte ich, sie käme mit ins Krankenhaus. Aber wahrscheinlich will sie gleich wieder hoch zu ihrem Paul. Ich würde Luise jetzt gerne alles sagen. Ich habe plötzlich eine Riesenangst, dass es dafür vielleicht bald zu spät sein könnte. Mir wird total kalt. Als würden alle warmen Farben gerade in eine alberne Nackte-Männer-Schürze fließen. Ich werde auch müde. Als wären alle meine Gedanken in diese Luftbläschenfolie eingepackt. Diese Luftblasen, die lustig platzen können. Wie kleine Puppe. Ich schaue zum Fenster. Durch das gezackte Loch, das meine Faust hinterlassen hat. Von dem Herz sind noch die oberen Bögen zu sehen. Sieht irgendwie pervers aus. Wie ein dicker Po. Mir wird noch kälter. Nicht wegen der kühlen Abendluft, die durch das geschlossene Fenster reinkommt. Das Herz lässt mich frieren. Ich hatte es sofort gesehen, als ich die Tür öffnete. Ich wollte nur schnell was holen. Weiß schon gar nicht mehr, was. Als ich das

Licht anmachte, grinste mich sofort das Herz an. Von einem dicken Finger war es von außen an die Scheibe geschmiert worden. Hämisch verhöhnnte es mich und wollte mir nur sagen: ICH BIN IN DEINER NÄHE.

Als mich zwei Zivis schlurfend zum Krankenwagen tragen, ziehe ich die Decke ein bisschen höher. Ich bin sicher, dass er hier noch in der Gegend ist. Vielleicht steht er hinter einem Baum am Straßenrand, vielleicht hockt er irgendwo im Gebüsch oder sitzt lauernd in einem Auto. Vielleicht sogar mit einem Fotoapparat. Dann kann er neue Fotos von mir ins Internet stellen. Ich versuche ganz unter die Decke zu kriechen. Fühle mich so ausgeliefert. Die Schürze um meinen Arm wird langsam hart. Das Blut trocknet. Der Pimmel wird hart. Haha. Meine Mutter wird immer hysterischer. Ich bin kurz davor, Luise zu bitten, bei mir zu bleiben. Ich schaffe es, es nicht zu sagen. Meine Mutter ist immer noch nicht in der Lage, mal einen geraden Satz zu formulieren. Sie streut angefangene Fragen in alle Richtungen. Unterbricht sich selber immer wieder oder vergisst auf halber Strecke, was sie eigentlich wissen wollte. Meine Mutter ist toll. Aber leider nicht für die Realität gemacht. Sie kann sich aus dem Stegreif eine tolle Geschichte ausdenken. Sie ist eine Göttin der Verwandlung und verzauberte uns zu Karneval immer in andere Wesen. Sie ist die Königin der Dekoration und macht aus unserem Haus mal einen orientalischen Palast und dann mit Muscheln und Fischernetzen eine Nordseekate. Eigentlich weiß man nie so recht, was einen hinter unserer Haustür erwartet. Auf der anderen Seite der Haustür ist meine Mutter dagegen völlig aufgeschmissen. Wenn sie alleine in die Stadt fährt, muss sie sich aufschreiben, wo sie geparkt hat. Sie hat von meinem Vater eine Uhr mit Weckfunktion geschenkt bekommen, damit sie in der

Stadt, zum Beispiel in einem neuen Krimskramladen, nicht Zeit und Raum vergisst. Vor ein paar Jahren ist sie in der Stadtbücherei aus Versehen eingeschlossen worden. Sie hatte sich mit einem Buch in eine Ecke gesetzt und sich festgelesen. Irgendwann rief sie uns dann an und teilte uns mit, dass sie erst am nächsten Tag nach Hause komme. Sie sei vorher beim Bäcker gewesen, habe also genug zu essen dabei und sie würde das Buch jetzt einfach zu Ende lesen und sich dann in die Kuschelecke der Kinderbücherei legen. Mein Vater hat sie am nächsten Morgen um neun da abgeholt. Vielleicht wollte er wissen, ob diese abstruse Geschichte wirklich stimmte. Vielleicht hatte er ja Schiss, sie hätte einen Lover. Aber dafür wäre meine Mutter echt zu verwirrt. Sie könnte sich niemals die Namen zweier Männer merken und in den richtigen Situationen anbringen.

Und mit dieser Frau bin ich jetzt auf dem Weg ins Krankenhaus. Sie sieht immer noch so aus, als habe jemand einen Föhn in ihren Kopf gehalten und alle Gedanken durcheinandergewirbelt. Aber irgendwann werden die wieder landen. Und irgendwann wird sie die Frage stellen:

Warum hast du das getan?

Ich kann es ihr nicht erzählen. Sosehr ich mir wünschte, dass das Eis in mir auftauen, die klirrenden Gedanken mit den scharfen Kanten wegschmelzen und ich keine Schatten mehr sehen würde. Sosehr ich mir wünschte, dass mein Vater mich in den Arm nehmen und ein bisschen mit mir schimpfen würde. Selbst wenn er mich zur Polizei schleppen würde, auch das wäre okay, aber womöglich bräuchte es das gar nicht. Wahrscheinlich müsste mein Vater nur ein paar Minuten auf seinem Laptop rumhacken und schon hätte er ihn. Aber ich kann es nicht sagen. Sie werden mich ansehen und an früher denken. Wie lange habe ich nicht daran gedacht? Zwei, drei

Jahre? Da war schon mal das Gefühl der Bedrohung. Schon mal hat sich jemand in mein Leben geschlichen. Dachte ich damals zumindest. So wurde ich mit neun Jahren zur absolut jüngsten Patientin von Frau Stanges. Sie war Psychologin und dafür eigentlich ganz nett. Sie – und die Tablette am Abend – konnte mich davon überzeugen, dass niemand mich verfolgte. Angefangen hatte alles mit einem Unfall. Ich war in der Küche gestolpert, gegen Luise geknallt, die stieß gegen den Herd und kochendes Wasser floss über ihr Bein. Mehr als zwei Monate war Luise in verschiedenen Krankenhäusern. Es hatte nie jemand gesagt, dass ich schuld war. Aber alle wussten es natürlich. Ich hatte mich so kacke gefühlt. So allein, so nackt. Ohne Luise. Irgendwann hat Mama mir ins Ohr geflüstert, dass Lu doch in Gedanken immer bei mir sei. Das war beruhigend gemeint, aber es wirkte auf mich wie eine Drohung. Und ganz plötzlich war da das Gefühl, dass mich jemand beobachtet. Es war so ein bisschen, wie wenn man sich als Kind vorstellt, dass der liebe Gott von oben alles sieht. In mir machte sich eine Panik breit. Als ich daraufhin anfing, fast jede Nacht ins Bett zu machen, fanden meine Eltern das erst mal nur blöd. Als ich dann jedoch begann, fremde Leute auf der Straße anzuschreien, gingen sie mit mir zu einem Arzt. Von dort ging es zu Frau Stanges. Jeden Montag, halb vier, war ich dann bei ihr. Wirklich gut wurde es aber erst, als Luise wieder nach Hause kam. Das war damals. Wenn ich jetzt erzähle, dass sich da jemand in mein Leben drängt, wird es sicher nicht lange dauern, bis ich wieder bei Frau Stanges sitze. Und vielleicht reicht dann eine Stunde pro Woche nicht mehr? Würden meine Eltern mich in eine Anstalt einliefern? Ich weiß es nicht, ich will es aber nicht riskieren. Ich muss es alleine schaffen. Ich muss es schaffen. Ich will wieder in mein altes Zimmer ziehen. Wieder ins Licht, ans Licht. Mit Fenstern

zur Straßenseite. Ich will mich nicht mehr im Keller verstecken müssen. Unser Keller heißt ja eigentlich nicht Keller, sondern Souterrain. Aber ein bisschen dunkel ist es schon. Deswegen wollte ich ja auch dahin. Mich da verkriechen. In meinem Zimmer unterm Dach hatte ich in den letzten Wochen immer nur noch Kerzen angezündet, um es ein bisschen hell zu machen. Es durfte nicht zu hell sein. Bei Lampenschein fühlte ich mich sofort so nackt. Wie auf einer Bühne. So unheimlich sichtbar. Selbst wenn die Vorhänge zugezogen waren. Ich war lieber unsichtbar. Ich hatte meinen Dad gebeten, Rollläden einzubauen. Hatte was davon gefaselt, dass es nachts nicht richtig dunkel würde und ich nicht mehr schlafen könne. Luise hat es mir kaputt gemacht. Sie war blöderweise bei dem Gespräch dabei und hatte nur kurz aufgelacht: »Linda, du verkriechst dich unter deiner Decke wie ein Bär zum Winterschlaf. Du würdest es nicht sehen, wenn nachts plötzlich die Sonne aufging.«

Keine Ahnung, warum sie das gesagt hat. Ich hab dann nicht mehr von den Rollläden angefangen und bin eben in den Keller gezogen. Irgendwie ging mir da oben ja auch die Dauerpräsenz von Paul auf den Keks. Ich konnte ja schon gar nicht mehr auf die Toilette gehen, weil ich immer Schiss haben musste, dass er plötzlich an die Tür klopft. Allein die Vorstellung, dass er mir beim Pinkeln zuhören konnte, fand ich doof. Mir ist so was peinlich. Dieses Plätschern. Ich habe immer jede Menge Klopapier in die Schüssel gestopft, wenn er da war und ich mal musste.

In letzter Zeit waren da noch andere Gedanken.

Was, wenn er es wäre?

Wenn er sich vielleicht nur deswegen an Luise herangemacht hat. Nur, um mich fertigzumachen.

Ich habe mich immer eingeschlossen. Sobald ich in meinem Zimmer war, habe ich den Schlüssel rumgedreht.

Spätestens seit heute Abend weiß ich, dass er es nicht sein kann. Paul war den ganzen Abend bei Luise im Zimmer gewesen. Er kann nicht das Herz an die Scheibe gemalt haben.

Eine Stimme in mir schreit auf: doch! Er kann. Er hätte es vorher machen können. Bevor er geklingelt hat. Vielleicht ist er erst in den Garten geschlichen, hat seinen fiesen Finger in den Mund gesteckt, um dann mit ekliger Spucke ein Herz ans Fenster zu schmieren.

Er hätte also die Möglichkeit gehabt. War ich in meinem Zimmer gewesen? Hatte er mich gesehen? Mich beobachtet, als ich auf dem Bett lag und Musik gehört habe?

Ich stöhne auf. Meine Mutter greift sofort nach meiner Hand. Gott sei Dank nimmt sie die Hand am heilen Arm. Sie streichelt sanft über die Innenfläche.

Im Krankenhaus geht es total schnell. Am längsten kümmert sich der Arzt um meine Mutter. Sie bekommt was zur Beruhigung und jede Menge Ansprache. Fehlt nur noch, dass jemand ihre Hand hält. Die völlig verkrustete Schürze landet im Müll und die klaffenden Wunden an meinem Handgelenk werden verklebt. Ich weiß das, weil mir eine Schwester das erzählt. Ich gucke nicht hin. Langsam fängt es an wehzutun. Gegen die Schmerzen bekomme ich ein paar Kügelchen, die ich unter der Zunge zergehen lassen soll. Meine Mutter hantiert auch immer gerne mit so einem homöopathischen Quatsch.

Die Beruhigungstabletten, die meine Ma von dem Doc bekommen hat, waren keine Kügelchen. Das war was Vernünftiges. Komische Prioritäten setzen die hier. Weil meine Mutter natürlich nicht an mein Impfbuch gedacht hat – selbst wenn sie daran gedacht hätte, hätte sie nie im

Leben gewusst, wo es ist –, bekomme ich noch eine fette Tetanussspritze.

Und dann darf ich nicht nach Hause.

Der Arzt bittet meine Mutter vor die Tür. Die Schwester tut so, als würde sie irgendwas um mich herum aufräumen. Sie wuselt völlig unkoordiniert hin und her. Mir wird schlagartig klar: Sie soll mich beobachten. Auf mich aufpassen. Ich spüre ihre Blicke, obwohl ich sie von der Liege aus nicht sehen kann.

Nach anderthalb Ewigkeiten kommt meine Mutter wieder rein. Sie hat rote Augen. Hinter ihr sind der Arzt und ein Mann in Jeans. Der stellt sich nicht vor, sondern nur fest, dass ich also die Linda sei. Darauf sage ich nichts. Was auch? Zu viert – die Schwester hat ihre Scheintätigkeit aufgegeben und sich auch wieder dazugesellt – stehen sie um mich rum, gucken auf mich runter.

»Wenn du gleich auf deinem Zimmer bist, würde ich gerne noch kurz mit dir reden«, sagt der Jeansmann. Er trägt original ein Jeanshemd zu einer Jeanshose. Irgendjemand müsste ihm mal sagen, dass man das echt nicht machen kann.

»Ich habe hier kein Zimmer. Ich habe zu Hause ein Zimmer. Und da möchte ich jetzt hin«, antworte ich ihm.

Meine Mutter schaltet sich ein. Sie redet schnell. Macht keine Pausen. Ich höre was von »viel Blut verloren«, »Sorgen machen«, »reden müssen«. Von »Übersprunghandlung« und »Hilferuf«. Außerdem sei ja das Fenster in meinem Zimmer jetzt kaputt und da könne ich also ohnehin nicht schlafen.

Ich versuche ihre Worte zu verbinden. Es ist wie beim »Malen nach Zahlen«. Dabei muss man eine Linie von 1 nach 2, nach 3 und so weiter ziehen. Und wo vorher nur ein wirrer Haufen Punkte und Zahlen war, entsteht plötzlich ein Bild. Ich versuche die Halbsätze meiner Mutter so

zu verbinden, dass für mich ein Bild entsteht. Es gelingt mir nicht. Ich bleibe auf meinem Haufen mit Punkten und Zahlen sitzen. Wut kommt in mir hoch. Wenn ich damals nach Luises Unfall nicht so neurotisch reagiert hätte, könnte ich es jetzt sagen. Wenn ich mich damals ein bisschen zusammengerissen hätte und nicht durchgeknallt wäre, würden sie mir jetzt glauben. Wie können sie das jetzt, wo ich mit neun Jahren schon Psychopharmaka schlucken musste? Wo jeder glaubt, ich könne ohne Luise nicht leben? Hätte ich damals nur nicht so rumgesponnen. Ich könnte es erzählen: Von dem Chatroom, in dem fast alle aus meiner neuen Klasse sind. Und dass da ein Kaktus war. Dass ich mich super mit dem unterhalten konnte. An der Stelle würde mein Vater den Kopf schütteln und ich würde ihn beruhigen. Dass ich natürlich nicht meinen richtigen Namen oder gar meine Adresse verraten hätte. Dass man ja nie genau wüsste, wer sich hinter den Nicknamen versteckt. Im schlimmsten Fall so ein alter Sack, der sich an jungen Mädchen aufgeilt. Ein fieser schmutziger Typ mit vergilbten Zähnen und Raucherfingern.

Ich müsste noch nicht mal lügen. Na ja, ein bisschen vielleicht. Ich müsste ein paar Sachen weglassen. Das schon. Vor allem das mit den Fotos im Internet. Ich würde einfach sagen, dass der Typ mir plötzlich komische Mails geschrieben hätte. Das hätte mir Angst gemacht. Und dann würde mein Vater an seinen Computer gehen, ein paar komische Befehlsketten eingeben und nach ein paar Minuten wüsste er, wer sich hinter »Kaktus« verbirgt. Und auf der Stelle würde er sich den Typen vornehmen. Oder ihn zur Polizei schleifen. Oder ihm nur damit drohen, falls er mich noch mal belästigt. Dann hätte sich Luise zu mir auf die Couch gekuschelt. Scheiß-Paul hätten wir vor dem Familiengespräch natürlich nach Hause geschickt.

Und morgen wäre dann der erste Tag seit gefühlten hundert Jahren, an dem ich nicht mit einem Klumpen aus Angst im Bauch aufwachen würde.

So könnte mein Drehbuch aussehen. Wenn das Wörtchen »wenn« nicht wär ... Aber da ich anscheinend schon mit einem Bein in der Klapsmühle bin, darf ich jetzt auf keinen Fall noch mehr erzählen. Mein Drehbuch muss umgeschrieben werden. Denn hier wird gerade ein anderes Stück gespielt.

Wir haben in der Schule mal Improvisationstheater gemacht. Da wusste man auch nie, in welche Richtung das Ganze gerade geht. Das ist nicht mein Ding. Ich weiß gerne, was passiert. Aber das Gefühl fehlt mir ja schon seit längerem. Mein Kopf beginnt erst langsam zu begreifen. Ich soll jetzt echt hierbleiben. Im Krankenhaus. Klar, wahrscheinlich liegt im Schwesternzimmer schon die erste Tablette für mich bereit.

»Ma, was soll das? Ich habe mich geschnitten. Mehr nicht. Ruf jetzt bitte Papa an, dass der uns hier abholt.«

»Linda, reg dich nicht auf. Du sollst dich einfach noch ein bisschen ausruhen. Außerdem möchte der Herr Bleicher hier noch mal mit dir reden.«

Sie zeigt auf den Jeans-Mann. Bleicher. Das passt. Der sieht selber genauso stonewashed aus wie sein Outfit.

»Dann kann mich der Herr Bleicher doch mal zu Hause besuchen. Dann können wir in aller Ruhe quatschen.«

Komisch. Eigentlich ist das nicht meine Art, zu widersprechen. Normalerweise hätte ich jetzt genickt. Im schlimmsten Fall noch »gerne« gesagt. Aber es ist nichts mehr normal. Ich bin nicht mehr normal. Aus dem Augenwinkel sehe ich, wie der Arzt irgendwas in seinen Computer eingibt. Schlagartig durchfährt mich ein eiskalter Blitz. Wenn der Kaktus einfach so meine Urlaubsfotos im Inter-

net manipulieren kann, kann er sich dann auch in den Krankenhausrechner einloggen? Steht hinter meinem Namen jetzt vielleicht schon »schizophren« oder »manisch-neurotisch«? Wahrscheinlich bekomme ich gleich eine dubiose Infusion, keine kleine Pille, und versinke für die nächsten Wochen in einen Dämmerzustand. Obwohl – der Gedanke fühlt sich fast ein bisschen verlockend an. Dann würde auch die Angst in Watte gepackt. Die Angst. Die immerwährende Angst. Denn meine Angst ist IMMER da. So wie er. Egal, wohin ich meine Gedanken schicke, er ist schon da. Oder nur sein Schatten. Mittlerweile ist er da, auch wenn er nicht da ist. Wenn in meinem E-Mail-Postfach keine Nachricht ist, denke ich trotzdem an ihn: ER HAT NICHT GESCHRIEBEN.

Als die Bedrohung anfing, war das noch anders. Wenn zwei, drei Tage kein Zeichen von ihm kam, hat sich wirklich ein heller Schimmer in mir breitgemacht. Habe gedacht: Na, siehste, es hört doch schon wieder auf. So wie ein Schnupfen von alleine kommt und von alleine wieder geht. Doch manchmal wird aus einer Erkältung eben doch eine gefährliche Lungenentzündung.

Ich spüre den Blick von dem Jeans-Mann wie einen Scheinwerfer auf mir. Er steckt die Daumen vorne in die Hosentaschen, lässt die restlichen Finger locker raushängen. Mein Mathelehrer macht das auch oft. Sieht total kacke aus.

»Vielleicht ist es besser, du ruhst dich jetzt erst mal aus. Ist ja schon spät«, tönt es aus dem Jeans-Wesen. »Wir können auch morgen noch reden.«

»Willst du gleich schlafen? Dann bringe ich dir deine Sachen vielleicht erst morgen früh, oder?«, fragt meine Mutter, als ich mich schließlich in einem Krankenhausbett wiederfinde. Offensichtlich hatte ich doch zu viel Blut

verloren oder was auch immer – meine Gegenwehr und meine Proteste waren einfach nicht vehement genug.

»Natürlich kommst du morgen früh. Und zwar, um mich abzuholen.«

Sie nickt, aber irgendetwas gefällt mir an dem Nicken nicht.

»Mama! Du holst mich morgen früh hier ab, oder?«

Meine Mutter zerrt jetzt an den Ecken des Kopfkissens. Sie macht mich echt nervös. Ihr Blick sagt, dass sie nicht in diesem Raum ist. Ihre Gedanken sind mal wieder abgebogen, suchen sich ihr eigenes Ziel.

»MAMA.«

»Süße, ja. Natürlich holen wir dich ab. Vielleicht nicht gleich morgen früh. Dieser Herr Dings will doch noch mit dir reden. Wer weiß, wann der Zeit hat.«

»Und wenn Herr Dings erst nächste Woche Mittwoch Zeit hat? Soll ich so lange hier rumliegen und auf die Audienz warten?«

»Ich bin sicher, er hat morgen Zeit für dich.«

Mittlerweile zerrt sie an mir rum. Nicht feste. Aber penetrant. Sie streicht mir die Haare immer wieder hinter die Ohren, spielt mit meinen Fingern, streichelt monoton die Innenseite meines Unterarms – des unbandagierten natürlich. Immer wieder der gleiche Weg.

»Ma, wenn du noch lange damit weitermachst, ist die Haut gleich durch. Dann müssen sie mir den Arm auch noch verbinden.«

Sie guckt mich erschrocken an und ich sehe, dass sie kurz vorm Heulen ist. Ihre Augen schwappen jeden Moment über.

»Was ist mit dir?«

Der erste Tropfen fällt auf meinen Arm.

»Ich habe mich halt so erschrocken vorhin. Du und das ganze Blut. Die Scherben. Wie du dann dalagst.«

Ich nehme sie in den Arm – so gut das im Liegen geht.

Als sie draußen ist, bin ich fast ein bisschen erleichtert. Ich war gerade einfach zu nah dran, ihr ein bisschen was von der Wahrheit zu erzählen.

Hätte ich es direkt gesagt. Direkt als alles anfing – es wäre ein Nebensatz nur gewesen. Wieso habe ich nicht mal von Kaktus erzählt, als der Gedanke an ihn sich noch gut anfühlte? Da war er eine reale Person. Jetzt ist da der Unbekannte. Und natürlich wird das meinen Eltern total bekannt vorkommen. Jetzt sind da schon so viele Fragen. Ich müsste so viel erzählen, ein Stück zurück in die Vergangenheit gehen und erklären, damit sie mir glauben. Dabei rede ich nicht gerne. Wahrscheinlich bin ich deswegen in den verdammten Chatroom gegangen. Weil man da reden kann, ohne angeguckt zu werden. Ich konnte mit hektischen Flecken oder ganz zittrig vor dem Computer sitzen und keiner hat mich ausgelacht. Ich habe sofort gefühlt, dass das meine Welt ist. Alleine und doch mit Menschen zusammen. Wenn ich genug Worte gewechselt hatte, habe ich oft einfach nur zugehört. Also mitgelesen. Die ganzen flapsigen Kommentare, die Diskussionen, die vorsichtigen Annäherungen. Keiner konnte mich zwingen mitzumachen. Wenn ich nicht mehr wollte, habe ich einfach ein »CU« eingehackt und mich ausgeloggt. Fertig. Keine Nachfragen, keine komischen Blicke, kein blöder Kommentar.

Von rechts wird mir eine große Flipstüte hingehalten.

»Willste was?«

Ich habe das Mädchen neben mir noch gar nicht wahrgenommen. Ich winke ab. »Danke. Lass mal.«

»Ich habe auch Schoko. Oder willst du ein Bier?«

»Nee, echt nicht.«

Sie wendet sich wieder dem Fernseher zu, der von der Wand gegenüber Licht gegen unsere Betten flackert.

»Warum bist du hier?« Das Mädchen will offenbar trotz der Kopfhörer auf den Ohren eine Unterhaltung mit mir führen.

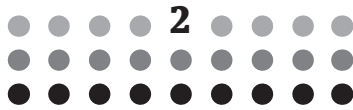
»Habe mich geschnitten.«

Sie guckt auf meinen Verband und dann eine Spur zu lang und unverblümt in mein Gesicht und grinst leicht.

Ich will nicht wissen, warum sie hier ist, und frage sie auch nicht.

Wir starren beide wieder den Fernseher an.

Irgendwann gehen meine Gedanken auf ihre eigene Reise. Ich träume, vor der Tür würde ein Aufpasser sitzen. So wie in Filmen, wenn jemand ganz Wichtiges im Krankenhaus liegt. Ein Popstar oder ein Kronzeuge gegen die Mafia oder so. Dann sitzen da immer stiernackige Männer auf winzigen Stühlen und passen auf. So einen Aufpasser träume ich mir her. Und weil ich auch gar kein Handy und keinen Computer mit habe, könnte mir hier auch nichts passieren. Keine grausamen SMS würden mich erreichen. Alle E-Mails würden ungelesen in meinem Postfach vergammeln. Und wenn wieder einmal irgendwo im Netz auf einem Urlaubsfoto von mir das Bikini-Oberteil wegretuschiert wird – mir doch egal. Ich sehe es nicht, ich weiß es nicht und ich sehe auch niemanden, der es weiß. So einfach wäre das. Ich fühle mich wie in einem Kokon. Selbst das Knistern der Flipstüte neben mir stört mich nicht. Im Gegenteil. Das ist ein so schön unschuldiges Geräusch. Das passt gut in mein kleines Traumtheater.



Als ich wach werde, läuft der Fernseher schon wieder. Vielleicht auch immer noch. Das Mädchen im Bett nebenan schiebt Maoams in sich rein und starrt auf den Bildschirm. Alle paar Minuten nimmt sie einen Schluck aus einer Anderthalb-Liter-Flasche Cola light. Würde mich nicht wundern, wenn die wegen einer ausgewachsenen Essstörung hier ist. Ich bemühe mich, nicht richtig wach zu werden. Mir das behütete Gefühl aus meinem Traum zu bewahren. Nicht an gestern Abend zu denken. An den Moment, als meine Hand durch die Fensterscheibe glitt. An die Angst, die mir wie eine Ohrfeige ins Gesicht klatschte. Ich habe neulich in einem Buch den Satz gelesen: »Die Angst kroch in ihr Herz.« Meine Angst kriecht schon lange nicht mehr. Meine Angst springt mich an, presst mir die Luft aus der Lunge, zieht mir die Füße weg, schlägt mir ins Gesicht. Habe ich jetzt drei oder vier Minuten nicht an ihn gedacht? Wie viele Sekunden konnte ich die Illusion aufrechterhalten, alles sei in Ordnung. Ich sei ein ganz normales sechzehnjähriges Mädchen mit den üblichen Problemen wie Pickeln, nervigen Eltern und chronischem Geldmangel. Wenn ich jetzt zurück in mein Leben davor könnte, ich würde sogar fiese Akne in Kauf nehmen. Könnte ich jetzt einen Deal machen und die Zeit zurückdrehen, ich würde echt fast alles versprechen. Aber tief in mir weiß ich, dass ich mich nicht freikaufen kann. Und das lässt mich so erstarren. Kurz taucht wieder das fiese Internet-Foto von mir vor meinem inneren Auge

auf. Dazwischen schiebt sich ein Blick von Paul. Ein langer Blick, der aufdringlich meinen Körper abtastete. Ich hatte geduscht, war im Handtuch eingewickelt in mein Zimmer gegangen. An der geöffneten Tür von Luise vorbei. Dahinter saß Paul. Fläzte sich in einem Sessel. Luise war wohl gerade unten. Trotz der Dusche hatte ich mich allein durch den Blick wieder schmutzig gefühlt.

Der Jeansmann kommt, als ich gerade mit einer Schwester streite. Sie verlangt, dass ich festlege, was ich die Woche über hier essen will. Ob ich mittags die Vollwertküche oder die Schonkost bevorzuge. Ob ich morgens ein Ei zum Frühstück will. Ich versuche der Frau leise klarzumachen, dass ich hier nach dem Frühstück keine weitere Mahlzeit zu mir nehmen werde. Und selbst von dem Frühstück habe ich nicht viel gegessen. Es gab »Schlimme-Augen-Wurst« mit Glibber und grobe Leberwurst. Dazu Hagebuttentee. Ich habe jetzt so eine Vorahnung, warum das Mädchen im Bett neben mir sich ihren eigenen Ernährungsplan zusammengestellt hat. Der Bleicher guckt ganz ruhig zwischen der Schwester und mir hin und her. Als ich gerade ein bisschen lauter werden will, kommt er mir zuvor.

»Linda, haben Sie einen Moment Zeit? Ich würde jetzt gerne mit Ihnen reden.«

Er hält die Tür auf. Die Schwester geht raus. Er hält die Tür immer noch auf. Jetzt erst raffte ich, dass ich mitkommen soll. Ich gehe hinter ihm her und ärgere mich, dass ich gestern Abend nur eine alte Leggings und ein Shirt anhatte. Ich laufe eigentlich nicht gerne in so engen Sachen rum. Schon gar nicht, wenn mich jemand sehen kann. Aber eigentlich wollten wir ja gestern Abend gerade zu Abend essen, als ich noch mal schnell in mein Zimmer gegangen bin. Ich weiß immer noch nicht, was ich eigent-

lich holen wollte. Und dann war da dieses Herz, dann waren da die Scherben. Der Rest ist bekannt.

Der Bleicher hält mir die Tür zu einem winzigen Büro auf. Darin stehen ein Schreibtisch, ein Schreibtischstuhl und eine schwarze Ledercouch. Klar. Der Typ ist schließlich ein Psychofritze.

»Soll ich mich jetzt auf diese Couch legen?«

Ich bin irritiert. Damals durfte ich auf einem Stuhl sitzen.

Er guckt die Couch an, als würde er sie zum ersten Mal sehen. Als hätte irgendjemand die gerade heimlich in sein Büro gestellt.

»Wenn es dir lieber ist, setze ich mich darauf.«

Er nimmt echt auf dem Sofa Platz. Ich stehe wie blöd mitten im Raum.

»Setz dich doch bitte.«

Ich finde beide verbleibenden Alternativen völlig Banane, aber neben ihn auf die Couch kann ich mich echt nicht setzen. Das wäre definitiv zu nahe. Ich nehme am Schreibtisch Platz.

»Linda, wir werden immer aufmerksam, wenn hier eine junge Frau mit aufgeschlitzten Pulsadern eingeliefert wird.«

Auf seinem Schreibtisch stehen ein paar Bilderrahmen. So, wie es sich gehört. Doch in den drei Rahmen sind nicht Frau, Kind, Hund, sondern Steine, Steine, Steine. Würde mich mal interessieren, wie das ein Psychologe deuten würde.

»Aufgeschlitzte Pulsadern sind nämlich oft ein Suizidversuch.«

Ganz langsam fange ich an zu begreifen.

Die denken hier, ich hätte gestern Abend versucht mich umzubringen. Die glauben, ich hätte mir absichtlich mit

einer Scherbe am Arm rumgeritzt. Deswegen musste ich bleiben. Deswegen war meine Mutter gestern so verstört. Also, noch verstörter als sonst.

»Ich habe nicht versucht mir das Leben zu nehmen.«

»Das freut mich sehr. Deine Mutter hat mir allerdings erzählt, dass du in letzter Zeit sehr verschlossen und sehr ängstlich warst.«

»Ich war schon immer sehr verschlossen und ängstlich. Das hat meine Mutter vielleicht nicht erzählt. Vielleicht ist ihr das aber auch gar nicht so bewusst.«

»Bist du wütend auf deine Mutter?«

Ich muss echt kurz grinsen.

»Weil ich das gerade gesagt habe? Nein. Ich bin nicht die Bohne wütend auf sie. Sie ist einfach, wie sie ist. Manchmal macht sie mich wahnsinnig. Meistens muss ich aber nur staunen über sie.«

»Wenn das gestern Abend nur ein Unfall war – hast du denn schon mal an Selbstmord gedacht?«

»Eigentlich nicht. Aber wo sie es jetzt ansprechen, kann ich das ja mal tun.«

Er reagiert darauf gar nicht. Ich rede einfach weiter.

»Auf jeden Fall würde ich nicht an mir rumritzen. Ich würde auf Nummer sicher gehen. Mit Schlaftabletten in die Badewanne. Im wohligen Wasser langsam einschlafen. Und dann wirken entweder die Tabletten oder man erfriert in dem kälter werdenden Wasser. Das ist doch mal wirklich ein sauberer Tod, oder?«

»Woher weißt du so was?«

»Habe ich irgendwo gelesen.«

»Und dir gemerkt.«

»Ja, blöd, was? Matheformeln, Grammatikregeln, Vokabeln – nichts kann ich mir behalten. Aber so einen Mist speichere ich ab.«

»Wieso Mist?«



Birgit Schlieper

Angstspiel

ORIGINALAUSGABE

Paperback, Klappenbroschur, 336 Seiten, 13,5 x 21,5 cm
ISBN: 978-3-570-16084-8

cbt

Erscheinungstermin: September 2010

Lebhaftes Chatting, tödliches Stalking

Es beginnt ganz harmlos: Linda lernt einen Typen im Schüler-Chatroom kennen – höflich, unaufdringlich, angenehm. Natürlich verrät Linda ihm nicht ihre privaten Daten, schließlich ist sie nicht blöd. Doch sie hat die Heimtücke des Unbekannten unterschätzt: Lästige Emails und kitschige Blumenbotschaften gipfeln in einer gehässigen Schmierkampagne. Linda fühlt sich beobachtet, verfolgt, wird fast verrückt vor Angst. Und der Stalker lässt nicht locker – im Gegenteil: Er befindet sich in tödlicher Nähe ...